

umfassenden Analyse berücksichtigt R. nicht nur Schl.s Rechtfertigungslehre im engeren Sinne, sondern auch seinen Ansatz der Dogmatik (241ff), seine Verhältnisbestimmung von anthropologischen Grundvollzügen und Christusglaube (250ff), seine Sündenlehre (284ff) und Kreuzestheologie (307ff), die Vermittlung des Heilswerkes durch Gemeinde und Sakrament (364ff) und Schl.s „Kampf um die Liebe“ (380ff). Den Ansatzpunkt für das ökumenische Gespräch findet R. hier wie im exegetischen Teil in „Bedeutung und Verständnis der Christugemeinschaft“ (vgl. 408–414). Denn Schl. verstehe den Glauben, der in die Christugemeinschaft versetze, „als Grund und Gegenstand des rechtfertigenden Urteils“ (410), ohne aber das zurechnende Rechtfertigungsurteil „zur bloßen Deklaration“ zu verkürzen (410f). Da „der Glaube Gabe und selbst wiederum Modus des Empfangs dessen ist, was Gott gibt“, stehe für Schl. zugleich fest: „Indem Glaubende gerecht gesprochen werden, werden nicht Gerechte, sondern Gottlose gerechtfertigt“ (410). Die Effektivität der Rechtfertigung bestehe für Schl. in der sich im Glauben realisierenden Christugemeinschaft, die der Glaubende als im Glauben wirklich gerechter „nicht erst noch zu ‚verwirklichen‘“ habe (411).

Über den materialdogmatischen Ausgangspunkt ökumenischer Verständigung in der Rechtfertigungslehre hinausgehend bringt R. im vierten Teil seiner Arbeit (398–436; vgl. schon 223–240) Schl.s ökumenisches Programm zur Darstellung, welches in der Formel von der „Vollendung der Reformation“ kulminiert (427–436). Diesem Programm gemäß hätten die konfessionellen Kirchen „zu erkennen, dass nicht

eine Repristination, sondern ein Fortgang (‚Wachstum‘) ihres Erkennens und Handelns einer gesunden, dem Neuen Testament entsprechenden Bewahrung oder Erhaltung dient“ (428). Schl. vollzieht dies selbst – wie R. zeigt – durch seinen kritischen Umgang mit Luther (175ff), den er gleichwohl im Blick auf das ihn mit Luther verbindende Ziel einer vollen Erfassung des Evangeliums in das Motto „Vorwärts mit Luther“ überführen könne (429). Ökumenische Verständigung habe nach Schl. „unter dem Vorzeichen einer Buße zu erfolgen, welche nicht nur die je andere, sondern die eigene Kirche betrifft“ (232; vgl. 428). Eine wichtige Voraussetzung dafür sieht R. in Schl.s Unterscheidung von Einheit des Glaubens und Einheit der Lehre (223–225) und der damit verbundenen Einsicht, „dass die Einheit zwischen den Kirchen weiter reicht, als der mögliche theologische Konsens“ (432). Wie R. abschließend herausstellt, dachte „Schlatter nicht an eine ‚Verschmelzung der Kirchen‘ ..., wohl aber an eine Arbeits- und Weggemeinschaft, die sich in beidseitiger Buße und Aneignung des vorgegebenen Wortes zu einen Christus hinbewegt und so einander näher kommt“ (435). Nicht zuletzt wegen dieser ökumenischen Perspektive bietet R.s Studie zu Schl. einen lesenswerten Beitrag zum gegenwärtigen ökumenischen Dialog.

Friederike Nüssel

ZUM TRINITÄTSVERSTÄNDNIS

Markus Mühling-Schlapkohl, Gott ist Liebe. Studien zum Verständnis der Liebe als Modell des trinitarischen Redens von Gott. N.G. Elwert, Marburg 2000. 374 Seiten. Kt. EUR 29,80.

Erfreulicherweise sind auch in der protestantischen Theologie die Zeiten vorbei, in denen trinitarisches Denken unbesehen als anachronistischer Dogmatismus denunziert werden konnte. Ebenso erfreulich ist (auch unter ökumenischen Gesichtspunkten!), dass evangelische Theologen sich wieder unbefangener ontologischen Fragestellungen zuwenden können, ohne gleich eines Rückfalls in die vorreformatorische Scholastik oder in vorkritische „Substanzmetaphysik“ verdächtigt zu werden. Eine Frucht dieses veränderten Klimas ist die anzuzeigende, aus einer bei Christoph Schwöbel angefertigten Dissertation hervorgegangene Studie von Markus Mühling-Schlapkohl (= M.).

M. verfolgt seine „Absicht, ein kohärentes und sachlich angemessenes Gottesverständnis mittels des Liebesbegriffs zu entwickeln und so einen Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion um das Gottesverständnis zu liefern“ (332; vgl. 3), freilich unter Rückgriff auf „neuere methodische Zugänge“ (3), nämlich die Tradition der angloamerikanischen analytischen Philosophie und näherhin eine durch Ch. S. Peirce geprägte Relationslogik. Er setzt beim Liebesbegriff an, weil die Beschreibung der „Beziehung Gottes zu seinen Geschöpfen als Liebe“ (324) kritisch anknüpfen kann an die von ihm in der Gegenwart in menschlichen Paarbeziehungen diagnostizierte quasireligiöse Überfrachtung der Liebe mit universalen Sinnerwartungen. Allein Gott sei der geeignete Adressat für derartige Erwartungen, da er „als Relat dieser Liebesbeziehung unbedingt ist“ (ebd.). Die Unbedingtheit von Gottes liebender Selbstbindung an die Kreatur – so M.s Ausgangsthese – ist nur gewährleistet, wenn Gott *an sich selbst* als

Liebe gedacht wird, und eben dies sei „nicht ohne ein angemessenes Trinitätsverständnis explizierbar“, ebenso wie umgekehrt „ein angemessenes Trinitätsverständnis nicht ohne das Verständnis Gottes als Liebe darstellbar“ sei (3). Nach „methodologischen Prolegomena“ (11–48) untersucht M. in einem „modellanalytischen Teil“ (49–268) insgesamt zehn – nach systematischen Gesichtspunkten ausgewählte und angeordnete – trinitätstheologische Positionen (es überrascht das Fehlen Thomas von Aquins, und man vermisst Albrecht Ritschl, der wie kein anderer im 19. Jh. sein Gottesverständnis auf den Liebesbegriff zentriert hat); vorgeschaltet ist eine „Explikation der Fragestellung am Beispiel des Liebesverständnisses Martin Luthers“ (50–66). Dabei verfallen Konzeptionen der (Modalismus-) Kritik, die die trinitarischen Personen als nur „intensional distinkt“ denken (Augustin – dessen trinitätstheologische Innovationsleistung M. vielleicht etwas vorschnell für „weit überschätzt“ hält [5] –, Barth, Schleiermacher, z.T. Jüngel). Nur eine „extensionsdistinkte“ Fassung der Personen (Richard von St. Viktor, Moltmann, K. Th. A. Liebner, Zizioulas, Pannenberg, Swinburne; z.T. Jüngel) erlaube es, das schöpferische und rechtfertigende Welt-handeln Gottes als *freie* und *unbedingte* Liebe zu deuten. In seiner eigenen „Modellsynthese ‚Gott ist Liebe‘“ (269–324) klärt M. zunächst den Liebesbegriff als solchen und den Gottesbegriff unter Absehung vom Liebesbegriff, um vor diesem Hintergrund beurteilen zu können, wie der Liebesbegriff auf Gott anwendbar ist und welche Einsichten er zum Gottesverständnis beiträgt. M. schlägt vor, Liebe in Bezug auf den trinitarischen Gott primär als

„spezifisch geregelte Interaktion und Kooperation“ (305) zu verstehen, die wegen der Gleichrangigkeit der Personen nach Analogie der *Freundschaft* zu fassen sei. Ohne einen (prinzipiell dreistellig zu bestimmenden) Liebesbegriff sei eine extensionale Distinktion des Geistes vom Vater und von der Einheit Gottes (vgl. 304) nicht konsistent denkbar.

Faktisch erhebt das Buch den Anspruch einer umfassenden Rekonstruktion der christlichen Gotteslehre und behandelt nahezu alle derzeit diskutierten Probleme der Trinitätstheologie. Dabei vermittelt es viele bereichernde Einsichten, überwindet einengende Denkwänge der neueren Theologiegeschichte (etwa den von der Nichtobjektivierbarkeit Gottes) und demonstriert plausibel eine spezifische Rationalität des trinitarischen Gottesgedankens. Angesichts des gewaltigen begriffsanalytischen und relationslogischen Aufwands überrascht freilich gelegentlich die Konventionalität der Ergebnisse. Das Bemühen, jeden Begriff klar zu definieren und für jeden Detailaspekt eine vollständige Argumentation zu bieten, führt zu einigen Redundanzen; mitunter wird gleichsam das Rad neu erfunden. Bei der Darstellung der Positionen erleichtert das feste Begriffsraster zwar deren Vergleichbarkeit, nivelliert aber auch ihr Eigenprofil. Die stark technisierte Sprache macht die Lektüre insgesamt zu keinem ästhetischen Vergnügen. Dennoch sei das ambitionierte Werk nachdrücklich empfohlen. Den Zugang erleichtern die acht Thesen, mit denen M. als Fazit die Arbeit beendet (325–332); es dürfte hilfreich sein, sie *am Anfang* zu lesen.

Bernd Oberdorfer

INTERRELIGIÖSER DIALOG

John Hick, Gott und seine vielen Namen. Verlag Otto Lembeck, Frankfurt a. Main 2001. 213 Seiten. Kt. EUR 16,-.

Dieses Buch ist die deutsche Neuauflage der amerikanischen Ausgabe von „God has many names“ (Philadelphia 1982); die erste Auflage der deutschen Übersetzung erschien 1985. Für die Neuauflage wurde die Übersetzung gründlich durchgesehen und korrigiert und im Anhang ein Aufsatz von Perry Schmidt-Leukel beigelegt „Zum Gesamtwerk von John Hick“ (179–209), der deswegen wichtig ist, weil er hilft, das Buch, dessen erste (britische) Ausgabe schon 1980 erschienen ist, in das Gesamtwerk Hicks einzuordnen, das sich inzwischen noch weiterentwickelt hat.

Das Buch ist eine Sammlung von acht Aufsätzen bzw. Vorträgen, die zwischen 1975 und 1985 entstanden sind (der letzte von 1985 wurde erst der deutschen Erstausgabe beigelegt). Trotz unterschiedlicher Titel umkreisen die verschiedenen Aufsätze doch immer wieder das gleiche Grundthema, so dass sich die Argumentation nicht selten wiederholt. Allerdings beleuchten die unterschiedlichen Veröffentlichungen das Thema von verschiedenen Seiten, so dass die Lektüre keineswegs langweilig wird.

Die Grundfrage des Buches, die Hick im ersten Beitrag auch autobiographisch entfaltet, ist die Frage, ob es denkbar ist, dass Gott, der das Heil aller Menschen will, dieses Heil an eine einzige Religion bindet. Die Antwort darauf kann laut Hick nur ein klares Nein sein, da viele Menschen auf Grund kultureller und geographischer Gegeben-